

der Literatur des Vormärz ist und der sich selbst für seinen Einsatz und seine Geduld bei der Betreuung der kritischen Herwegh-Ausgabe auf dem Sektor der Vormärz-Edition ein kleines Denkmal setzt.

Bernd Füllner (Düsseldorf)

*Franziska Fritz: Wir Unglaubensgenossen. Die Genese der säkularen Option von Jean Paul bis Malwida von Meysenbug. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2014.*

Die Bezeichnung *Unglaubensgenosse* geht auf Heinrich Heine zurück; sie bildet den plastischen Ausdruck für eine Tendenz in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts, der die Autorin in ihrer Erfurter Dissertation nachspürt. Sie tut das nicht, indem sie etwa die behandelten Texte in das Säkularisierungsparadigma einzuordnen und damit die Säkularisierungsthese wiederzubeleben versuchte, die mit der Wiederkehr der Religion in den letzten Jahrzehnten als „Großtheorie der Moderne“ (54) abgedankt hat. Fritz verwendet statt dessen den von Charles Taylor und Hans Joas geprägten, wesentlich bescheideneren Terminus *säkulare Option* und meint damit die ab etwa 1800 „innerhalb vielschichtiger poetologischer Netze erzählbar“ werdende „Möglichkeit, nicht zu glauben“ (15): „*Wir Unglaubensgenossen* möchte damit einerseits einen Beitrag zur Untersuchung säkularer Tendenzen und andererseits textueller Verfahren und narrativer Strukturen in diesem thematologischen Umfeld leisten. Ihr Ziel hat die Untersuchung erreicht, wenn sie die kontingente Genese der *säkularen Option* als literarisches Thema sichtbar macht, das in Wechselwirkungen mit gesellschaftlichen Entwicklungen steht; und wenn sich spezifische Textverfahren und poetologische Charakteristika des ‚Unglaubens‘ herausarbeiten lassen, die die poetologische Dimension der literarischen Fassung der *säkularen Option* ausmachen.“ (20) Dabei folgt sie recht unkritisch Joas’ These von den drei Säkularisierungsschüben (1791-1803 vor allem in Frankreich; 1848-1880 in Deutschland; 1969-1973 in Westeuropa) und beschränkt sich bei der Auswahl ihrer Texte und Autoren auf die ersten beiden Phasen. So steht am Anfang das Narrativ vom Tod Gottes anhand von Jean Pauls *Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei*, Heinrich Heines *Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* (wozu als Widerpart Novalis’ *Christenheit oder Europa* vorgestellt wird) und Nietzsches *Tollem Menschen*. In weiteren Zugängen widmet sich Fritz Büchners *Lenz*, Gutzkows *Wally*, Louise Aston

*Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung* sowie Gottfried Kellers *Grünem Heinrich*. Den Abschluss bilden vielgelesene Texte der populären Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die die säkulare Option eingrenzen: sei es durch Verwandlung in eine ästhetische Kunstreligion wie bei Malwida von Meysenbug, sei es durch die schlussendliche Bekehrung ungläubiger Protagonisten wie in Karl Mays *Old Surehand*. Dabei arbeitet die Autorin detailliert die poetologischen Konsequenzen heraus, die die verschiedenen Säkularisierungsnarrative nach sich ziehen – in diesen differenzierten Textuntersuchungen liegt die besondere Qualität der Arbeit, die eine intensive Lektüre ungemein spannend macht. Liegt bei Jean Paul noch ein Konnex zwischen Theismus und Unsterblichkeitsglauben vor, so akzeptiert der *Grüne Heinrich* die Begrenztheit des menschlichen Lebens und wertet die Sinnlichkeit enorm auf. Intensivierung des Lebensgefühls, Hochschätzung des Natürlichen, Entkoppelung von Glaube und Moral, Vaterlosigkeit und Verlustängste, Projektion und Diesseitsorientierung, Kirchenkritik und Toleranzgebot: die Themen der untersuchten Texte sind heute mindestens genauso aktuell wie damals. Insofern ist das Buch auch ein Baustein zur historischen und kulturellen Fundamentierung gegenwärtiger Diskurse. Daneben werden Klischees aufgesprengt, etwa das von der Feminisierung der Religion: Im *Grünen Heinrich* sind die kirchenfernsten Figuren Frauen (Meret und Dortchen), in Meysenbugs *Pfad der Äbtissin* äußern sich wiederum Frauen, Teresa und Marianne, besonders kirchenkritisch.

Die Begrenzung der Textgrundlage entspringt praktischer Notwendigkeit und wird vom „kulturpoetischen Theoriedesign des New Historicism“, auf dem die Studie fußt (186), noch einmal besonders begründet. Ein wenig übernimmt sich die Autorin freilich bei der Behauptung: „Die atheistische Selbstbeschreibung literarischer Figuren nimmt diejenige von Autoren und Philosophen vorweg.“ (12) Das liegt vielleicht an der Beschränkung auf den deutschen Sprachraum. Tatsächlich nämlich ist die säkulare Option im europäischen Kontext mindestens im 18. Jahrhundert philosophisch präsent: bei Holbach und La Mettrie etwa oder literarisch implizit in Voltaires *Histoire d'un bon bramin* oder de Sades *Philosophie dans le boudoir*. Schwächen zeigt Fritz, wo sie kirchenhistorisch referiert (190-195): Zu wenig wird hier auf die völlig unterschiedliche Verfassung des Protestantismus (landesherrlicher Summepiskopat) und der römischen Kirche geachtet; Lutheraner und Reformierte strebten mitnichten mehrheitlich der Union zu (191), sondern wurden oft genug durch die Staatsbürokratie dazu genötigt. Im Zusammenhang mit Meysenbug wird *freikirchlich* synonym mit *freireligiös* verwendet (282),

dabei verdanken sich die im 19. Jahrhundert entstehenden Freikirchen in der Regel der Ablehnung gerade freireligiöser und liberaler Tendenzen innerhalb der Staatskirchentümer und bilden bis in die Gegenwart deren orthodox-biblizistischen Widerpart. Das aber sind Beckmessereien, die dem Erkenntnisgewinn keinen Abbruch tun, den man aus der Untersuchung ziehen kann. Dieser Gewinn lässt sich freilich nicht in einer griffigen Formel fassen, denn als „Gegenstand von Grenzverhandlungen zieht die säkulare Option in ihrer literarischen Fassung [...] charakteristische Narrative und poetologische Spezifika nach sich, die das Textverfahren kommentieren. Die Netzstruktur der poetologischen Ebenen ist desto komplexer, je stärkeren Repressionen und Tabus die Möglichkeit, nicht zu glauben, unterliegt.“ (184). Eben im Nachspüren dieser Netzstrukturen liegt der Reiz und der Wert des Buches, dem allerdings eins fehlt: ein Register.

*Hermann-Peter Eberlein (Wuppertal)*

*Nina Bodenheimer: Heinrich Heine und der Saint-Simonismus (1830-1835). Stuttgart: Metzler, 2014.*

Saint-Simon sprach von der Organisation der Gesellschaft nach Maßgabe der Fähigkeiten ihrer Teilnehmer. Die Leitidee des „Chacun selon ses capacités“ verspricht nicht Gleichförmigkeit, sondern Konstanz der Organisationsstruktur. Feudales Erbe und der vorherbestimmte Platz in der Welt sollten ersetzt werden durch komplementäre Kompetenzausübung. Gleichwohl orientierte sich die Freiheitshoffnung, die in der gerechten Ordnungsstruktur lag, wieder vertikal – das Ende der Netzmetapher, des Gewebes der Gleichheit. Die Autorin von *Heinrich Heine und der Saint-Simonismus (1830-1835)*, Nina Bodenheimer, betont zu Recht, dass dieser Aspekt von großer Wichtigkeit ist. Sie geht mit der vergleichend angelegten Studie über das hinaus, was in im weiten Sinne kulturwissenschaftlichen Arbeiten gemeinhin geleistet wird. Die Kapiteleinteilung lautet: Heine und der Globe / Saint-Simonismus und Idealismus / Die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Damit erfolgt die Präsentation vermittelt durch die Darstellung symbolischer Medien. Die saint-simonistische Zeitschrift zeigt Heine als Akteur im Literaturmarkt, nicht als ferne Dichterfigur zwischen den Sprechweisen von Ironie und Prophetie. Bodenheimers Studie betont die nachweisbaren Daten. Sich auf diese Weise Heine zu nähern bedeutet, die Leser von einer bestimmten eher affektiv aufgeladenen Deutungsform zu